Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 92. Bromberg, den 17. Juni 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(15. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Achtzehntes Kapitel.

Tom kam sehr verdrießlich zu Hause an, und die ersten Worte, mit denen ihn seine Tante begrüßte, zeigten ihm, daß hier nicht viel Trost für seinen Kummer zu holen sein werde.

„Tom, ich möchte dir wahrhaftig das Fell über die Ohren ziehn."

„Ei, Tante, was hab' ich denn getan?"

„Meiner Treu! Fragt der Bursch' auch noch! Geh' ich da hin zu der Harpern, dem alten Einfaltspinsel, will ihr von deinem Traum erzählen und ihr beweisen, daß Träume gar kein Unsinn sind, und seh' mir einer, lacht sie mir grad' ins Gesicht und sagt, sie hab's aus dem Joe herausgekriegt, daß du hier gewesen seist und alles selber gesehen und gehört habest an dem Abend. Ich denk' mich rührt der Schlag! Tom, was soll denn aus 'nem Jungen werden, der so was tun kann? Ich könnt mir meine letzten paar grauen Haare ausreißen, wenn ich dran denk', daß du mich hast hingehen lassen zu der Harpern, um mich lächerlich zu machen, ohne auch nur ein Wort zu verlieren."

Das zeigte Tom die Sache allerdings in einem anderen Lichte. Seine Pfiffigkeit vom Morgen war ihm wie ein guter Scherz erschienen, wie ein Geniestreich sogar. Jetzt kam ihm sein Verhalten erbärmlich und gemein vor. Er hing den Kopf, kein Wort der Entschuldigung wollte ihm einfallen. Endlich stammelte er:

„Tantchen, ich wollt', ich hätt's nicht getan — ich hab' aber wirklich nicht so dran gedacht."

„Ach, Kind, du denkst ja nie. Denkst nie an die andern, immer nur an dich und dein Vergnügen. Daran hast du wohl gedacht, den ganzen Weg von der Jackson-Insel hierher zu machen, nur um über uns und unsern Jammer zu lachen. Und daran hast du auch gedacht, deine alte Tante mit dem verlogenen Traum zum Narren zu machen, daran aber denkst du nicht, wie du uns Spott und Schande und Kummer ersparen kannst."

„Tantchen, jetzt weiß ich, wie erbärmlich es von mir war, aber so hab' ich's nicht gemeint, weiß Gott, wahrhaftig nicht! Und dann bin ich auch nicht herüber geschwommen, um mich über euch lustig zu machen."

„Warum sonst?"

„Nur um dir zu sagen, daß du dich nicht um uns sorgen solltest, da wir nicht ertrunken seien."

„Tom, Tom, ich wäre die dankbarste, alte Seele in der weiten Welt, wenn ich wirklich glauben könnte, du hättest den guten Gedanken gehabt. Aber so war's gewiß nicht, Tom, so war's nicht, und das weißt du auch selber, Tom."

„Weiß Gott, Tante, so war's, weiß Gott! Ei, ich will gleich tot umfallen, wenn's anders war."

„Oh, Tom, lüg' nicht, — tu's nicht, Kind. Es macht ja nur alles tausendmal schlimmer."

„Es ist nicht gelogen, Tante, es ist die reine Wahrheit. Ich wollte nur nicht, daß du dich so grämen solltest, einzig und allein deshalb kam ich."

„Ich gäb' die ganze Welt drum, wenn ich das glauben könnte, — es würde fast alle deine Dummheiten aufwiegen, Tom. Ei, ich wollte gar nichts davon sagen, daß du so schlecht gewesen und davon gelaufen bist, wenn ich das nur glauben könnte. Aber, Kind, Kind, es kann ja nicht sein, 's geht gegen alle Vernunft; warum hättest du's mir dann damals doch nicht gesagt und wärst so davongeschlichen?"

„Warum? Ja, siehst du, Tantchen, als ihr vom Trauergottesdienst und all dem spracht, da schoß mir der Gedanke durch den Kopf, zu kommen und uns unterdessen in der Kirche zu verstecken, und ich war so voll davon, daß ich mir's nicht verderben wollte. 's war doch auch kapital, gelt? So drückte ich mich denn heimlich davon und steckte meine Rinde wieder ein."

„Welche Rinde?"

„Ei, die Rinde, auf die ich geschrieben hab', daß wir als Piraten davon gelaufen seien. Ich wollt' jetzt, du wärst wach geworden, wie ich dich geküßt hab', wahrhaftig ich wollt's!"

Der strenge Ausdruck im Gesicht der Tante ließ etwas nach, plötzliche Zärtlichkeit strahlte warm aus den treuen Augen.

„Hast du mich geküßt, Tom?"

„Natürlich."

„Hast du's wirklich getan, Tom?"

„Gewiß, Tante, gewiß und wahrhaftig!"

„Warum hast du mich geküßt, Tom?"

„Weil ich dich lieb hab' und weil du da gelegen hast und geseufzt und gestöhnt, und das hat mir leid getan."

Die Worte klangen wahr. Die alte Dame konnte ein Zittern in ihrer Stimme nicht ganz unterdrücken als sie sagte:

„Küß mich noch einmal, Tom — und mach', daß du weg kommst, 's ist Zeit zur Schule, du hast mich genug geärgert."

Im Moment, da er weg war, stürzte sie zum Schrank und riß die traurigen Überreste der Jacke hervor, in der er Seeräuber gewesen. Dann stand sie still, drückte die Lumpen an ihre Brust und flüsterte:

„Nein, ich wag's nicht. Armer Kerl, ich glaub' er hat gelogen, aber — es war so gut und lieb gelogen, ordentlich tröstlich für mein altes Herz Ich hoffe, der Herr, — nein, ich weiß, der Herr wird ihm verzeihen, denn weiß Gott, diesmal hat mein Tom aus Gutherzigkeit geflunkert. Ich will auch gar nicht wissen, daß es geflunkert war, lieber seh' ich gar nicht nach."

So legte sie die Jacke weg und stand noch eine Minute sinnend davor. Zweimal streckte sie die Hand nach dem Kleidungsstück aus und zweimal zog sie dieselbe wieder zurück. Noch einmal wagte sie sich vor und sprach sich selber Mut zu mit dem Gedanken: Die Lüge war ja gut gemeint, von Herzen gut gemeint, es soll mich weiter nicht kümmern. Damit hatte sie die Hand in die Jackentasche versenkt. Einen Moment später las sie unter strömenden Tränen, was Tom auf jenes bewußte Rindenstück gekritzelt hatte und stammelte schluchzend:

„Jetzt könnt' ich dem Jungen verzeihen und wenn er eine Million Sünden auf dem Gewissen hätte."

Neunzehntes Kapitel.

In der Art und Weise, wie ihn Tante Polly küßte, lag etwas, das Tom wunderbar wohltat. Seine Niedergeschlagenheit war wie weggeblasen und er fühlte sich urplötzlich wieder leichtherzig und froh. Er stürmte der Schule zu und hatte das Glück, unterwegs auf Becky zu stoßen. Da er sich immer von seiner augenblicklichen Stimmung leiten ließ, so rannte er ohne einen Moment der Überlegung auf sie zu und rief treuherzig:

„Becky, ich war heute Morgen ganz abscheulich gegen dich, ich will nie, nie wieder so sein, so lange ich lebe, nur sei wieder gut, willst du?"

Das Mädchen blieb stehen und sah ihm verächtlich ins Gesicht:

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, Herr Thomas Sawyer, wenn Sie mich in Zukunft mit Ihrer Gesellschaft verschonen wollten, ich werde nie wieder mit Ihnen reden."

Sprach's, warf den Kopf zurück und schritt stolz von dannen. „Herr" Thomas Sawyer war so starr vor Staunen, daß er nicht einmal Geistesgegenwart genug hatte zu einem „Wie Sie wünschen, Jungfer Patzig," und erst dran dachte, als es zu spät war. So sagte er denn kein Wort, war aber nichtsdestoweniger in heller Wut. Er schlich nach dem Schulhof und wünschte nur, sie wäre ein Junge und er könnte sie durchbläuen für diese unerhörte Beleidigung. Als er gerade in ihre Nähe kam, schleuderte er ihr eine beißende Bemerkung ins Gesicht. Sie entgegenete im selben Ton und der Bruch war vollständig. Becky konnte in ihrem Racheeifer kaum den Beginn des Unterrichts erwarten, so brannte sie darauf, Tom seine Prügel für das verschmierte Buch erhalten zu sehen. Wenn sie je noch den Schatten eines Zweifels in sich verspürt hatte, ob sie Alfred Tempel nicht doch angeben wolle, so war derselbe durch Toms letzte Liebenswürdigkeit auf Nimmerwiederkehr verscheucht.

Das arme Ding — sie ahnte nicht, welch' drohendes Unheil über ihrem eigenen Haupte schwebte. Der Lehrer, Herr Dobson, ein Mann in mittleren Jahren, hegte einen übertriebenen, unerfüllbaren Ehrgeiz in der Brust. Der Traum seines Lebens war gewesen, ein Arzt zu werden, seine Armut aber hatte es gefügt, daß nur ein Volksschullehrer aus ihm wurde. Jeden Tag griff er, wenn die verschiedenen Klassen beschäftigt waren, zu einem geheimnisvollen Buche, in das er sich eifrig vertiefte. Dasselbe hielt er strenge unter Schloß und Riegel. Jedes seiner Schulkinder brannte vor Neugierde, einmal einen Blick hineinwerfen zu können, nie aber wollte sich die Gelegenheit hierzu bieten. Jedes der Kinder; Knaben und Mädchen, hatte seine eigene Ansicht über das Buch, aber niemals war es gelungen, Näheres zu erfahren. Als eben Becky an der offenen Tür des Zimmers vorüberhuschte, bemerkte sie, daß der Schlüssel des Pultes steckte. Das war ein köstlicher Moment, der ausgenutzt werden mußte. Sie blickte sich rasch um und sah sich ganz unbeobachtet; im nächsten Augenblick hielt sie das Buch in Händen. Das Titelblatt: „Anatomie von Professor Soundso", diente nicht dazu, sie über den Inhalt aufzuklären, so begann sie denn hastig die Blätter umzuwenden. Gleich zu Anfang kam sie auf ein wundervoll koloriertes Bild, — eine menschliche Figur. — Im selben Moment fiel ein Schatten auf das Buch, Tom Sawyer trat zur Türe herein und erhaschte noch einen Blick auf das Bild. Hastig wollte Becky das Buch schließen, hatte aber in ihrer Aufregung das Unglück, das Bild von oben bis beinahe zur Mitte durchzureißen. Das Buch flog ins Pult, sie drehte den Schlüssel um und brach in bitteres Schluchzen aus vor Scham und Ärger.

„Tom Sawyer," rief sie, „du bist doch so gemein wie du nur sein kannst. Einen so zu überfallen und auszuspionieren, was man tut!"

„Wie konnt' ich denn wissen, was du dir zu schaffen machst?"

„Du solltest dich vor dir selber schämen, Tom Sawyer; jetzt wirst du hingehen und mich verklatschen beim Lehrer und — Herr du mein Gott, was fang' ich an? Ich bin noch niemals geschlagen worden in der Schule und heut' — heut' haut mich der Lehrer sicherlich durch."

Dann, als Tom nichts antwortete, stampfte sie mit dem kleinen Fuß auf und rief:

„Na, dann sei so gemein und verrat' mich, wenn dir's Spaß macht. Aber wart', dir blüht auch nichts Gutes, denk' nur an mich — niederträchtig — niederträchtig!" Und mit einem erneuten Strom von Tränen stürzte sie davon.

Tom stand ordentlich betäubt ob solch vulkanischen Ausbruchs. Dann sagte er zu sich selber:

„Was so'n Mädel für eine Närrin ist! Noch niemals Prügel gekriegt! Herrgott, was liegt mir an einer Tracht mehr oder weniger? So sind aber die Mädels, so dünnfellig und hasenfüßig. Es fällt mir gar nicht ein, sie zu verklatschen, aber 's kommt doch heraus. Der alte Dobson wird natürlich fragen, wer's war, und wenn keiner antwortet, fragt er einen nach dem andern, dann merkt er's schon am Gesicht. So'n Mädel verrät sich immer selber, da ist kein Schneid drin. Die Sache ist kritisch für das arme Ding, die Becky, kriegen tut sie's, da ist kein Zweifel. Na, mir kann's recht sein, die säh' mich auch von Herzen gern in derselben Klemme. Mag sie zusehen, wie sie's ausbadet!"

Tom gesellte sich dem Haufen der lärmenden Kameraden draußen wieder zu; bald darauf erschien der Lehrer und der Unterricht begann. Die Studien zogen Tom nicht sehr an. Jedesmal, wenn er zu den Mädchen hinübersah, beunruhigte ihn Beckys Gesichtchen. Genau genommen, hatte er gar keine Ursache, sie zu bemitleiden, und doch, mochte er tun was er wollte, er konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Jetzt entdeckte der Lehrer das besudelte Lesebuch, wodurch Toms ganze Aufmerksamkeit für seine eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen wurde. Das rüttelte auch Becky aus ihrer Gramversunkenheit auf und sie folgte den Vorgängen mit großer Aufmerksamkeit. Sie glaubte nicht, daß Tom imstande sein werde, sich herauszulügen, und sie hatte Recht. Sein Leugnen schien die Dinge für ihn nur zu verschlimmern. Als dann die Verhandlung den Höhepunkt erreichte, trieb es sie förmlich, aufzuspringen und Alfred Tempel anzugeben, doch zwang sie sich zur Ruhe, denn sie sagte sich: Tom klatscht doch, daß ich das Bild zerrissen hab', Ich sag' kein Wort und wenn's ihm ans Leben geht."

Tom steckte seine Prügel ein und schritt auf seinen Platz zurück, durchaus nicht niedergeschlagen. Er dachte selber, es sei möglich, daß er die Tinte über's Buch geschüttet, ohne es zu wissen, dergleichen konnte ja passieren. Geleugnet hatte er's überhaupt nur der Form halber und weil's so Sitte war; dann hatte er aus Prinzip dabei beharrt.

Eine ganze Stunde verstrich; nickend saß der Lehrer auf seinem Throne, das Summen der vor sich hin murmelnden, lernenden Kinder wirkte einschläfernd. Allmählich rappelte sich Herr Dobson in die Höhe, gähnte, schloß sein Pult auf, griff nach seinem Buch und fingerte dran herum, unentschieden, ob er es nehmen solle oder nicht. Schläfrig sahen die Schüler nach ihm hin, zwei derselben verfolgten sein Tun mit gespannten Blicken. Noch immer schien Herr Dobson nicht entschieden; endlich nahm er das Buch zur Hand und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, um zu lesen.

Tom warf einen raschen Blick auf Becky. Diese starrte um sich wie ein gehetztes Reh, das den todbringenden Lauf auf sich gerichtet sieht, so hilflos, so verzweifelt. Im Moment war aller Groll dahin. Etwas mußte geschehen, aber sofort, mit Blitzesschnelle, sonst war's zu spät. Doch die dringende Nähe der Gefahr schien seine Erfindungsgabe völlig zu lähmen. Wenn er nun hinstürzte, dem Lehrer das Buch entriß, damit die Flucht ergriff? Eine einzige Sekunde überlegte er und — hin war die Gelegenheit, der Lehrer öffnete das Buch. Wäre nur der verlorene Moment noch einmal zu erhaschen, Tom fühlte sich jetzt zu allem fähig. Zu spät! Becky war nicht mehr zu helfen. Im nächsten Moment traf des Lehrers Auge die aufschauenden Schüler, die Augen senkten sich vor seinem Blick, es lag ein Etwas drin, das selbst den Unschuldigsten unter ihnen mit Scheu und Furcht erfüllte. Eine Pause entstand, während welcher man wohl bis zehn zählen konnte. Der Lehrer schien Kraft sammeln zu müssen. Dann kam's:

„Wer hat dieses Buch zerrissen?"

Kein Laut. Man hätte eine Stecknadel zu Boden fallen hören können. Die beängstigende Stille dauerte an. Auf einem Gesicht nach dem andern suchte der Lehrer die Zeichen der Schuld.

„Benjamin Rogers, hast du das Buch zerrissen?"

Verneinung. Eine weitere Pause.

„Joe Harper, du?"

Erneute Verneinung. Toms Unbehagen stieg und stieg unter der langsamen Qual dieses Verfahrens. Der Lehrer ließ den Blick über die Reihen der Knaben schweifen, überlegte eine Weile und wandte sich dann den Mädchen zu:

„Anny Lorenz?"

Ein Schütteln des Kopfes.

„Grace Miller?"

Dasselbe Zeichen.

„Susanne Harper?"

Erneute Verneinung. Das nächste Mädchen war Becky. Tom zitterte vom Kopf bis zu den Füßen vor Aufregung; er empfand die ganze Hoffnungslosigkeit der Lage.

„Rebekka Thatcher" — (Tom sah, daß ihr Gesicht vor Entsetzen blaß war wie der Tod) — „hast du — nein sieh' mich an — (sie hob die Hände in stummem Flehen) hast du dies Buch zerrissen?"

Ein Gedanke schoß wie ein Blitz durch Toms Gehirn. Er sprang auf und rief laut in die herrschende Stille hinein:

„Ich hab's getan."

Sprachlos ob solcher unerhörten, unglaublichen Tollheit starrten ihn aller Augen an. Tom stand einen Moment regungslos da, um seine etwas aus der Fassung geratenen Lebensgeister zu sammeln, und als er dann nach dem Katheder schritt, seine Strafe in Empfang zu nehmen, strahlten ihm aus Beckys Augen Überraschung, Dankbarkeit, Anbetung in solch' reichem Maße entgegen, daß sie ihn für hundert vollwichtiger Trachten Prügel hätten entschädigen können. Begeistert durch den Edelmut seiner eignen Tat entschlüpfte ihm auch nicht der leiseste Schrei bei der nun folgenden Züchtigung, der unbarmherzigsten, die Herr Dobson in seinem Leben austeilte. Ja, als der Lehrer die Strafe noch durch zwei Stunden Nachsitzen verschärfte, nahm Tom auch dies mit dem äußersten Gleichmut hin, wußte er

doch, wer außerhalb der Schulmauern auf ihn warten und jede Minute bis zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft zählen würde.

Am Abend desselben Tages ging Tom zu Bett, von finsteren Racheplänen gegen Alfred Tempel erfüllt. Becky hatte ihm voller Reue und Scham alles eingestanden, je selbst ihre eigne Verräterei nicht verschwiegen. Der Durst nach Rache aber wich bald milderen Gefühlen, lieblicheren Bildern, und Tom fiel in Schlaf, während ihm Beckys letzte Worte noch träumerisch süß im Ohre nachklangen:

„Tom, wie konntest du so edel sein?“

(Fortsetzung folgt.)

Der eiserne Turm.

Skizze von Georg Persich.

Höher und höher wuchs der Eisenbau des neuen Funkturms, er überragte mit seinen achtzig Metern schon alle Häuser und Türme in weitem Umkreise und sollte noch höher, viel höher werden, erschien aus der Ferne wie ein zierliches, feingliedriges Spielzeug, das ein Windstoß umwerfen konnte, und war doch aus mächtigen Trägern und Spanten zusammengefügt und fest im Boden verankert.

Aber freilich, er schwankte. Wer hinauf blickte, bemerkte es deutlich, dies Pendeln, Ausschlagen der Spitze, und dennoch bestand keine Gefahr, daß er das Gleichgewicht verlieren, sich zu sehr auf eine Seite neigen und umstürzen könnte, das verhinderten auch die armdicken Stahltrossen, die ihn strahlenförmig mit der Erde verbanden, ihn hielten.

Und in dem Netzwerk hoch oben bewegten sich winzige Gestalten, die man kaum noch als Menschen erkennen konnte. Es waren die Arbeiter, die dort die Rippen des Eisenriesen vernieteten, verschweißten und neue daraufsetzten, in immer kühnerem Aufbau. Gedämpft schallten die Hammerschläge herab.

Nur Schwindelfreie konnten hinaufsteigen und in jener Höhe arbeiten. Mancher, der es sich zugetraut, war nach dem ersten Versuch, trotz des besseren Lohnes, nicht wieder dazu zu bewegen gewesen. Und nun wollte auch einer nicht mehr, der es wochenlang ausgehalten hatte. Es ginge nicht, er fühle sich unsicher, fürchte abzustürzen.

Doch schon hatte sich ein neuer für ihn gemeldet.

„Der — —?“ sagte der Monteur Schlipphacke, als der Ersatzmann ihm und seinem Arbeitskollegen von dem Ingenieur als Dritter in der obersten Turmkolonne zugewiesen wurde, und machte ein böses Gesicht. „Mit dem? — — Du, Emil, wollen wir denn mit dem — —?“

Emil Baltzer paffte aus seiner kurzen Pfeife und brummte Unverständliches.

Der Ingenieur merkte, daß da etwas nicht stimmte. „Herr Steffen wird sich unter Ihrer Anleitung schon mit Ihnen einarbeiten“, meinte er und sah auf die Uhr. Das bedeutete: Vertrödelt keine Zeit, fangt an!

Da gingen sie an die Arbeit, Schlipphacke und Baltzer voran, Steffen hinter ihnen.

Sie kannten ihn, hatten mit ihm in einer Fabrik gestanden. Er war immer seine eigenen Wege gegangen, so ein Stiller, Heimlicher, aus dem man nicht recht klug werden konnte. Aber daß er anderer Ansicht war als sie, hatten sie doch bald herausgehabt. Und als sie ihn stellten, damit er Farbe bekennen sollte, hatte er geantwortet: „Laßt mich in Ruhe! Was ich denke, darüber bin ich euch keine Rechenschaft schuldig, so wenig, wie ihr mir.“

Es hatte Streit gegeben, beinahe wäre eine Schlägerei daraus geworden, aber der Kerl hatte Arme wie ein Ringkämpfer, hob allein Lasten, die kaum zwei schaffen konnten, und man ließ ihn in Ruhe.

Stichelreden schien er nicht zu hören und spielte man ihm einen Schabernack, tat er, als gewahre er es nicht. Und als das Fabrikpersonal mal eine Feier hatte, kam er auch, wie die anderen Brüder, die man nicht leiden konnte.

Und tanzte mit der Marie, und die Marie meinte, daß keiner so tanzen könnte, was auch wahr sein mochte. Mit der Marie war er auch Sonntags ausgegangen.

Das wurmte Schlipphacke heute noch, wo doch nun die Marie längst seine Frau war und sie schon zwei Kinder hatten.

Mußte ihm der jetzt wieder in die Quere kommen —?

Sie kletterten den Turm hinauf, Schlipphacke und Baltzer auch hier voran, mit dem sicheren Tritt und Griff, die man durch Übung und Gewohnheit erlangt, mochte der Neue sehen, wie er nachkam. Zu Anfang blieb er ihnen ja immer dicht auf den Fersen, aber aushalten mußte man, und ob er das konnte? Je weiter nach oben, um so schwieriger wurde es, Beine und Arme konnten schwach und zittrig werden, der Schwindel einen packen. Die ersten Male spürten es alle.

Hier war kein Tanzboden, hier ging man nicht mit 'nem hübschen Mädchen spazieren!

„Du, der Steffen, an den du dich wohl noch erinnerst, ist heute vom Turm gefallen,“ würde er seiner Frau sagen und sie dabei beobachten. Sie würde wissen, daß das hieß: Er hat sich Hals und Beine gebrochen, war tot. Wer vom Turm fiel, hatte nichts mehr zu bestellen.

Emil Baltzer, der auch beim Aufstieg die Pfeife im Munde behielt und qualmte, hätte neulich um ein Haar die Reise gemacht. — —

Aber Steffen blieb nicht zurück, fiel nicht, er war so schnell oben wie seine beiden Vordermänner.

Etwa fünf Meter vor der vorläufigen Spitze waren noch einige Bindungen zu verstärken. Kurz und mürrisch gab Schlipphacke dem Neuen die nötigen Anweisungen.

„Sie können sich ja anseilen, wenn's Ihnen zu sehr wackelt“, sagte er höhnisch, „oder wenn Ihnen schwiemelig wird. Bei uns geht's ohne, nicht wahr, Baltzer?“

Da ließ auch Steffen die Sicherung unbenutzt, und wie die anderen setzte er sich rittlings auf eine der Eisenschienen, nahm sein Handwerkszeug aus dem um den Leib geschnallten Beutel und ging ans Werk.

Der frische Wind in der Höhe tat wohl, er hielt die Augen klar, den Kopf kühl. Aber er trieb auch die Wolken am Himmel vor sich her in unablässiger Bewegung, und sah man ein Weilchen darauf, war es, als glitte und flöge man mit ihnen fort und sei aller Erdenschwere ledig. Nein, man durfte nicht zu viel hinaufsehen, auch nicht hinab, wo die Menschen zu Zwergen zusammengeschrumpft waren, die Autos wie behende Käfer auf den grauen Straßen dahinhuschten. Nur auf die Arbeit mußte man achten.

Und dabei verstrich die Zeit, Stunden verstrichen. Die Mittagspause rückte heran.

Schlipphacke war noch höher geklettert, saß ganz oben, hämmerte dort.

Wenn ihm der schwere Hammer aus der Hand rutschte, würde er dem Steffen auf den Kopf fallen. Der Kerl montierte da unter ihm, als hätte er nie eine andere Beschäftigung in seinem Leben gehabt. Der konnte wohl alles? Und wieder gährte ein dumpfer Haß in ihm auf? Wenn der Hammer — —?

Auf der Straße die Frau mit der hellen Schürze, Kinder neben sich — das war Marie, die ihm das Mittagessen brachte. Er erkannte sie immer schon auf weite Entfernung und machte sich dann zum Abstieg fertig.

Marie — der Steffen — —! Die Finger, die den Hammerstiel umschlossen, lockerten sich. In jähem Schreck griff Schlipphacke nach dem fallenden Werkzeug.

Steffen sah etwas vor seinen Augen vorbeiflirren, blickte auf. Das Blut stockte ihm in den Adern.

An einem der eisernen Querstäbe hing Schlipphacke, schwebend über der fürchterlichen Tiefe, vergeblich suchen seine Füße nach einem Stützpunkt.

Baltzer konnte ihm nicht helfen, versuchte er es, würde ihn der andere beim Sturz mit sich reißen.

„Festhalten! Ich komme!“ schrie Steffen. Und der gewandte Turner kletterte in die Höhe. Stürzte Schlipphacke jetzt ab, war er mit ihm verloren. Aber er erreichte ihn, ehe diesen die Kräfte verließen, konnte mit seinen Schultern den Füßen des über ihm Hängenden Halt und Stütze geben, schob den Körper des Schwebenden langsam aufwärts, bis Baltzer zugreifen und den Kameraden fassen und vollends heraufziehen konnte.

Der langgezogene Pfiff einer Dampfsirene. Mittagspause.

Schweigend stiegen die Turmarbeiter abwärts.

Unten, auf festem Boden stehend, lachte Schlipphacke froh, aber auch ein wenig verlegen. „Ist mir schon lieber, daß ich so hier ankomme, mit heilen Knochen. Danke auch für die Hilfe!“ wandte er sich an Steffen.

„Keine Ursache!“

„Wir wollen's meiner Frau erzählen.“

„Warum denn? Es würde sie nur erschrecken.“

„Ja, aber — —“

„Da liegt Ihr Hammer, der Ihnen heruntergefallen ist!“ sagte Steffen ablenkend.

Schlipphacke bückte sich nicht danach, dunkle Röte schoß ihm ins Gesicht, sein Blick wurde scheu. Der Hammer, der den andern hatte treffen sollen, der fast sein eigenes Verhängnis geworden war! In stummer Abbitte streckte er Steffen die Hand hin.

Dem kam ein blitzschnelles Verstehen. Ein Zaudern — dann nahm er die gebotene Hand dennoch.

Sie waren Kameraden geworden.

Wann ist man am Nordpol?

Der magnetische und der geographische Pol. — Merkwürdigkeiten am geographischen Nordpol. — Die „wackelnde" Erdachse.

Dem Direktor des Meteorologischen Instituts in Kopenhagen, Magister la Cour, wurde von einem Kopenhagener Journalisten die interessierende Frage vorgelegt, welche Beobachtungen bzw. Feststellungen Amundsen — auf dessen Schicksal sich allgemeines Interesse richtet — vornehmen müsse, um sich klar darüber zu werden, ob er sich auf dem Pol befinde.

Die wichtigste Beobachtung Amundsens, sagte la Cour, ist die, welche ihm sagen soll, ob er sich auf dem geographischen Nordpol befindet. Es gibt ja auch einen magnetischen Nordpol.

Auf die Frage, wo letzterer liege, antwortete der Meteorologe: Früher nördlich von Nordamerika, auf Böotia Felix. — Früher? lautete die erstaunte Rückfrage. — Ja, der magnetische Nordpol verschiebt sich. Die Erde ist magnetisch, und im Erdkörper und der höheren Atmosphäre gehen die elektrischen Ströme, welche Magnetismus genannt werden. Da aber diese Ströme unruhig sind und veränderlich, verändert sich auch der magnetische Nordpol, der Punkt gegen Norden auf der Erde, auf den die Magnetnadel zeigt. Sie zeigt also nicht direkt gegen Norden, und im übrigen werden wir beim Verfolgen der Richtung der Magnetnadel nicht in eine gleiche Linie mit dem magnetischen Nordpol kommen. Wir werden enden bei ihm, aber erst nachdem wir verschiedene Windungen geschlagen haben. Es gibt etwas, das heißt „Mißweisung" und sie ist nicht überall gleich; hier bei uns sind es 7 Grad.

Amundsen, fuhr der Sachverständige fort, ist auf dem magnetischen Nordpol gewesen, als er die „Gjöa"-Expedition durchführte. Nun gilt es dem geographischen Nordpol. Um diesen zu bestimmen, muß Amundsen verschiedene astronomische Beobachtungen vornehmen. Er soll untersuchen, ob er sich auf dem 90. Breitegrad befindet. Das kann auf verschiedene Art gemacht werden. Der Seemann berechnet mit Hilfe eines Sextanten, wie hoch die Sonne über dem Horizont steht, und danach kann er auf einer Tafel nachsehen, wie weit nördlich oder südlich vom Äquator die Sonne um diese Zeit sein soll, und mit großer Genauigkeit kann er so ausfindig machen, auf welchem Breitegrad er ist. Die Methode kann auch angewandt werden, wenn er nur den Mond oder gewisse Sterne sehen kann. Die letzteren kommen nicht in Betracht für Amundsen, da jetzt die ganze Zeit Tag ist am Nordpol.

Doch die Schwierigkeit kann eintreten, daß der Nebel den Horizont verdeckt. So muß Amundsen sich auf eine andere Weise eine Grundlage schaffen für die Berechnungen. Es gibt etwas, was man einen „künstlichen Horizont" nennt. Das ist ein Stahlspiegel oder eine Schale mit Quecksilber, in welchem die Sonne sich abspiegeln kann. Aber die Schale muß auf einer festen und sicheren Grundlage stehen. Diese Beobachtung kann Amundsen nicht vornehmen, wenn er sich in der Flugmaschine befindet.

Der Journalist fragte, ob einige astronomische Merkwürdigkeiten wahrzunehmen seien, wenn Amundsen auf dem 90. Breitegrad sei, worauf erwidert wurde: Ja, die Sterne laufen rund in Kreisen. Die gesamten Sterne stehen immer gleich hoch über dem Horizont. Die Sonne steht ein halbes Jahr lang am Himmel und geht danach ein halbes Jahr unter. Nur einmal im Jahre ist es richtig Tag, und das ist zur Vergeltung auch ein langer Tag. Amundsen wird auch Süd nach allen Richtungen haben, oder Ost oder West, was er zu sagen vorziehen wird.

Kann man von einem Polpunkt sprechen? lautete die weitere Frage.

Das kann man insoweit, als man an einen verhältnismäßig großen Punkt denken muß. Die Erde dreht sich ja um ihre Achse, und dort, wo die Achse sozusagen aus dem Erdkörper kommt, ist der Polpunkt. Aber das ist nicht immer derselbe Punkt. Die Achse bewegt sich rund in schmalen Kreisen, die ein wenig unregelmäßig sind und etwa 5 bis 10 Meter groß. Doch das ist so wenig, daß Amundsen es nicht konstatieren kann. Wenn seine Beobachtungen ihm sagen, daß er sich auf dem 90. Breitengrad befindet, kann er behaupten, auf dem Polpunkt zu sein. A. G.

Bauern- und Wetter-Regeln.

Von alters her hat der Landmann, dem auch heute noch nicht immer ein Barometer, geschweige denn ein Aneroid oder gar ein Hygroskop zur Verfügung steht, seine besonderen Wetterregeln, die sich auf bestimmte Vorgänge in der Natur stützen. Ein Mondhof, Morgenröte, matter Sonnenschein, langgestreckte Haufenwolken im Norden und Westen, das Fehlen des Taues am Abend, das rasche Aufsteigen der Nebel am Morgen und die Wolkenkrone der Berge sind dem Landmann sichere Vorboten des Regens. Als Vorzeichen desselben gilt auch die bessere Wahrnehmung des Schalles aus einem benachbarten Orte, oder wenn sich die Berge schärfer abheben als sonst. Die feuchte Luft pflanzt den Schall besser fort und die Lichtstrahlen gehen leichter durch diese, als wenn sie trocken ist. Steigen aus einem Sumpfe Blasen auf, so schließt man auf ein heranziehendes Unwetter. Schönes Wetter wird durch flammendes Abendrot, frischen Nachttau und das Ausbleiben der eben geschilderten Anzeichen verkündet. Ein solches bringt auch der Ostwind, während der Westwind Regen bringt. Einen weiteren sehr wichtigen Faktor bei den volkstümlichen Wetterregeln bilden die Tiere. Es steht z. B. Regenwetter bevor, wenn die Waldvögel zu ihren Nestern eilen, die Wasserhühner viel tauchen und baden, die Hähne außer der Zeit ohne Veranlassung viel krähen, die Tauben zeitig vom Felde in den Schlag zurückkehren, die Schwalben niedrig und die Kraniche hoch fliegen, die Raben „klar, klar" schreien und sich an die Bäume hängen, die Dohlen mit den Flügeln schlagen und mit dem Schnabel in ihrem Gefieder wühlen, der Pfau nachts oft ruft, wenn Schwäne und Enten in einem fort im Wasser die Flügel strecken. Schönes Wetter wird von den Raben angezeigt, wenn sie sich scharenweise im Felde versammeln, wenn die Holztauben laut girren, die Lerchen und Schwalben hoch fliegen. Neben diese Vorzeichen aus der Natur, der Tier- und Pflanzenwelt, traten für den Bauer der „alten Zeit" noch die sogenannten Lostage und die Wettervorhersagungen im Kalender. Anstatt den Luftdruck zu messen, den Feuchtigkeitsgrad zu berechnen, nach der Windrichtung zu sehen und den allgemeinen Zustand der Atmosphäre zu beobachten, richtete man früher das Auge mit größter Zuversicht auf die Lostage mit ihren Sprüchlein. Manche von diesen Wetterregeln sind nicht ganz ohne Berechtigung, so z. B. wenn es heißt: „Tanzen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken." Unfehlbar sicher aber ist der Spruch: „Kräht der Hahn am Mist, ändert sich's Wetter oder es bleibt wie es ist." M. N.

Bunte Chronik

* **Die Dame mit den X-Augen.** Damen mit X-Beinen haben wir schon lange, wie die kurzen und noch immer kürzer werdenden Kleiderröcke verraten. Nun wird es auch noch Damen mit X-Augen geben. Die erste ist bereits in Budapest entdeckt, gelegentlich eines Diners bei einer befreundeten Advokaten-Familie. Madame Vary, so nennt sich die wunderbare Dame, saß, wie ungarische Zeitungen berichten, bei Tisch dem Gastgeber gegenüber, als sie plötzlich zu ihrem Schrecken bemerkte, daß sie direkt durch denselben hindurchschaute. Sie sah seinen ganzen inneren Organismus, und entdeckte dabei eine absonderliche Abweichung an einem der wichtigsten Organe. Der damals noch gesunde Hausherr lachte über die Angaben der Frau Vary und mit ihm die gesamte anwesende Gesellschaft. Jedoch drei Wochen später war er krank und die Ärzte, die ihn untersuchten, fanden als Ursache die von Frau Vary angegebene Absonderlichkeit, die sie mit ihren X-Augen an der Tafel entdeckt hatte. Die Sache wurde bekannt und seitdem wird Frau Vary bestürmt durch Personen, die ihr Inneres von ihr wollen besehen lassen. Selbst Ärzte meldeten sich zur Untersuchung. — Es ist eine sonderbare Geschichte, die in unsere sonderbare Zeit hineinpaßt. Und mit einem leicht zu verstehenden beklemmenden Gefühl fragt man sich, was noch werden soll, wenn mehr solcher X-Damen entdeckt werden, oder sich selbst entdecken? Wir würden in dem Falle nirgendwo mehr sicher sein vor den alles durchdringenden X-Augen und jeder Mensch jeden Augenblick durch eine Dame mit X-Augen überrascht werden können mit einer Liste seiner Gebrechlichkeiten.

Lustige Rundschau

* **Gute Antwort.** Ein berühmter Arzt wurde einst von Napoleon I. gefragt, wie viel Menschen er denn schon in seiner Praxis hingeopfert hätte. Ohne langes Besinnen antwortete der Gefragte: „Sire, ungefähr 500 000 weniger als Ew. Majestät."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.